

(Nachdruck verboten.)

11

Wira! — Maina!*)

Erzählung aus dem Leben der Hafenarbeiter
von B. S. Dmitriewa.

Autorisierte Uebersetzung aus dem Russischen von S. E. Winikoff.

Vor einigen Monaten war Mikola Sidnikoff nach Batum gekommen. Eine furchtbare Hungersnot hatte ihn aus dem Lambower Gouvernement vertrieben, wo er im Dorfe Saschibino eine verfallene Hütte und ein Fleckchen Erde besaß, das vor Erschöpfung schon lange aufgehört hatte, irgend etwas hervorzubringen. Man rief daher den Familienrat zusammen und beschloß einstimmig, Mikola solle auswandern und sich irgendwo Arbeit suchen. Mikola begann, seine Vorbereitungen zu treffen. Er ließ sich einen Jahrespaß ausstellen, die Frau buk ihm aus geliehnem Mehl Fladen, kochte mehrere Eier hart und riß aus dem Gemüsegarten die letzten Zwiebeln. Der greise Vater gab ihm mit zitternden Händen einen Silberrubel, und Mikola machte sich auf den Weg.

In der benachbarten Stadt riet man ihm, er solle nach Kuban ziehen, wo eine noch nie dagewesene Ernte sein sollte. Und nachdem sich Mikola einem Trupp Barfüßler und hungernder Arbeitssuchender angeschlossen hatte, zog er von dannen. Sie gingen viel zu Fuß oder fuhrten, wo es irgendwie ging als „Hafen“ mit der Bahn. Einmal verkroch sich Mikola in einem Güterwagen mit Heu, wo er fast erstickte, ein andermal mußte er sich in dem Schornstein einer ungeheizten Lokomotive verbergen. Endlich, nach all diesen durchlebten Mühseligkeiten und Schrecknissen kam er nach Kuban, wo er erfuhr, daß keine Feldarbeiter mehr gebungen wurden. Er kam gerade noch zur Zeit, um zu sehen, wie eine Menge ebensolcher Existenzen abgewiesen wurde und sich wieder auf den Rückweg machte. Mikola aber konnte nicht wieder zurückgehen, und nachdem er eine Zeitlang im Kaukasus umhergezogen war, begab er sich auf irgend jemandes Rat nach Batum.

Als der Frühzug der Kaukasus Eisenbahn Mikola auf dem Bahnsteig auslud, war er zuerst völlig ratlos, was er tun, und wohin er sich wenden sollte. Ringsum drängten sich schwarze schnauzbärtige Gestalten, und eine ihm eigentümliche und unbekanntere Sprache schlug an sein Ohr. Ein ungeheuer großer Türke, der seine großen glänzenden Augen herumrollen ließ, rannte ihn fast um, und fortgerissen von diesem bunten, gesprächigen Strom menschlicher Körper, sah sich Mikola, er wußte selbst nicht wie, plötzlich auf der Straße. Hier erhobte er sich ein wenig und sah sich um. Die Straße war breit und glatt wie eine Diele, und auf ihr standen Bäume, die mit weißen und rosa Blüten bedeckt waren. Die Häuser waren alle groß und schön, mit Balkons und breiten Fenstern, die durch gitterartige Laden geschlossen waren. Schöne, mit zwei Pferden bespannte Wagen rollten, auf Gummirädern, über den Damm, und in ihnen saßen gepuderte Herren und Damen in weißen Kleidern, mit Rosen vor der Brust und in den Händen und mit fröhlichen, sorglosen und lächelnden Gesichtern. „Sieh mal an,“ dachte Mikola und fing an, ohne Grund zu lächeln; „s'lebt sich wohl gut hier in der schönen Stadt;“ aber das bekannte schneidende und schmerzhafteste Gefühl unter der Herzgrube vertrieb ihn sogleich solche Gedanken. Und die nur einen Augenblick währende Aufmunterung, die durch den Duft der Blüten, durch die wohlige Wärme der Morgensonne und durch das Schauspiel der Ueppigkeit und Eleganz hervorgerufen war, machte gleich wieder der Ermattung und der Sorge Platz.

„Ja, fein leben sie, aber, was hast du jetzt zu fressen? Fressen muß man doch wohl,“ ertönte in seiner Seele eine grobe, spottende Stimme. Und dieser Stimme gehorchend, setzte sich Mikola ergeben in Bewegung. Mechanisch durchschritt er eine Straße, eine zweite und dann eine Gasse und gelangte endlich zu einem großen weiten Platz. Vor ihm lag das Meer, unendlich groß und fast ganz still; es wärmte sich unter den Strahlen der hellen Sonne. Mikola, der für gewöhnlich den Schönheiten der Natur gleichgültig gegenüberstand, war vor Ueberraschung ganz bestürzt und blieb stehen. Schon aus

dem Fenster des Eisenbahnwagens hatte er das Meer gesehen, aber nur einen schmalen türkisfarbenen Streifen, der zwischen den Bäumen hindurchschimmerte. Jetzt aber lag es ganz vor ihm, in seiner Weite und Breite und schien in den Himmel zu reichen. Mikola erschrak vor dieser Größe; es wurde ihm bekommen zumute, und ein Rieseln wie von Ameisen lief ihm den Rücken entlang. Er faßte sich an der Nase, wie, um sich zu überzeugen, ob er nicht schlafe und dies alles nur im Traume sähe; aber nein, er schlief nicht, das Meer lag wirklich vor ihm und schaukelte und bewegte sich wie lebendig, und die weißen Wellen frochen langsam zum Ufer und wieder zurück. Da schwamm auch ein Boot, und sein dreieckiges Segel wiegte sich und zitterte in der Luft wie ein großer Vogel.

„O Gott!“ Und Mikola schöpfte aus tiefer Brust Atem und bekreuzigte sich. „Lieber Gott, welch ein Wunder! Gar nicht wie in der Wirklichkeit! Und Saschibino, unser Saschibino, wie weit wird wohl unser Saschibino von hier sein?! Ach, gnädiger Gott, wie groß ist doch deine Erde!“

Und Mikola konnte es nicht fassen, daß er, derselbe Mikola Sidnikoff, der vor kurzem in Saschibino gewohnt, und der im Felde auf dem Wagen liegend zum gestirnten Himmel emporgesehen und bei sich gedacht hatte: Hier ist Saschibino, und dahinter fließt die Kertscha, und dahinter ist das Gouvernement, und dann weiter Moskau, und nach Moskau Petersburg, und das ist das ganze Rußland. „Ei, was es doch alles für Gegenden noch gab! Und wie groß Rußland ist! Reicht bis zum Meere, aber hinter dem Meere liegt doch wohl auch noch Erde, und dort leben wohl andere Völker?“ Mikola schien sich plötzlich ganz klein und nichtig im Vergleich zu der ungeheuren Erde, deren Größe ihm zum erstenmal angefangen des Meeres zum Bewußtsein kam. Und ihm wurde sehr bange.

Und das Meer vor ihm flüsterte und seufzte, und seine milchig-türkisfarbene Brust zitterte unter den heißen Sonnenstrahlen.

Unter der Herzgrube fing es bei Mikola wieder an zu schneiden, und dieses ihm wohlbekannte Hungergefühl brachte ihn wieder zu sich.

„Jetzt etwas zu frühstücken haben!“

Er sah auf das Meer, auf den schönen, grünen Rasen des Platzes und dann auf sich. Er sah wirklich nicht schön aus. Ausgetretene, durch und durch verstaubte Basischuhe, schmutzige Fußlappen, ein geflicktes leinernes Hemd und ebensolche Weinleider. Diese finstere Gestalt mit dem Sack auf dem Rücken stach wirklich ab vor dem geschmückten Platz mit dem Sintergrund des ewig schönen Meeres und dem festtäglichen blauen Himmel. Mikola begriff das, und seine eigene Nichtigkeit und Armut erschreckte ihn.

Ein Schutzmann, mit strengem Gesicht, streng zusammengezogenen Brauen, kam zornig auf ihn zu.

„Was willst Du hier? Wie?“ fragte er, sich gewichtig vor Mikola aufplanzend. „Hier zu stehen ist verboten, hörst Du?“

Mikola lächelte schuldbehaftet.

„Wenn ich das gewußt hätte,“ fing er an. „Sieh mal . . . ich bin zum erstenmal . . . und nun hab' ich mich verirrt.“

„Nun, so dreh' doch die Deichsel um! Treibst Dich herum, nichtsnutziges Gesindel!“

Mikola stand still und starrte freudig auf den Schutzmann. So lange schon hatte er keine russischen Worte, keine echt russischen Schimpfwörter gehört, daß ihm dieser zornige Schutzmann lieber zu sein schien als sein eigener Vater.

„Ich gehe schon,“ sagte er, als der Schutzmann den ganzen Vorrat seiner Polizeischimpfwörter erschöpft hatte, „möchte bloß was zu essen haben. Von Tiflis an habe ich nichts gegessen, bei Gott!“

„Woher bist Du denn?“ Der Schutzmann ließ sich erweichen und langte in seine Tasche nach Tabak zum Zeichen der völligen Ausöhnung.

Mikola sagte es ihm.

„Sieh mal an, von wo sie sich herschleppen! Wozu? Gibt es denn zu Hause nicht genug Brot?“

„Natürlich nicht. Rußland ist eben verarmt, Brüderchen. Ganz verarmt, bis zur Wurzel!“

„Nun, willst Du ein paar Flüge? Hier! Ach, Bruder,

*) Worte, die beim Ausladen der Schiffe gebraucht werden. Wira bedeutet Hinauf! Maina Herunter!

„Bin ich kein Hiesiger, ich kann Dich wohl verstehen. Ach! Jahre lang habe ich Rußland nicht gesehen. . . . Ach! . . . Und das Herz sehnt sich so sehr . . . fang' ich erst mal an, daran zu denken! . . . Ach was . . . lieber gar nicht erst davon reden!“

„Na, ist es denn hier so schlecht?“ fragte Nikola mit Schrecken.

„Das gerade nicht. Man kann schon leben . . . aber . . . kurz gesagt . . . Türkei.“ Und indem der Schuhmann seinen Stummel wegwarf, stampfte er so ärgerlich mit den Füßen, als ob er die verhaßte Türkei unter sich hätte.

Plötzlich fing es ganz nahe, fast über ihren Köpfen, an zu poltern und zu donnern, als ob die Erde sich öffnete und gierig ihren Feueratem ausspie. Nikola machte einen Satz, kniff die Augen fest zu und knickte dann ganz zusammen.

„Väterchen! Beschützerin! Mütterchen! Was ist denn los?“ lallte er.

Der Schuhmann lachte laut auf. „Ach, Du Dummkopf, was hast Du Dich denn so erschreckt! Das ist doch eine Kanone!“

Nikola öffnete die Augen, und als er sah, daß der Schuhmann lachte, wurde er mutiger.

„Ei, sieh da, ich dachte schon, die Welt geht unter. Eine Kanone, sagst Du? Ach, verflucht! Hat die mich aber erschreckt! Was, zum Teufel, tut die denn hier?“

„Na, was denn, zum Teufel? . . . Das ist doch die Batterie . . . Jeden Tag wird geübt . . . und Bomben werden ins Meer geworfen. Wenn sich zum Beispiel ein Feind zeigt, so muß man ihm doch Furcht einflößen.“

Die Kanone dröhnte wieder, und Nikola klappte, ohne es zu wollen, wieder zusammen.

„Hol sie der Kuckuck, wozu macht sie denn solchen Skandal!“

„Ich sagte Dir doch schon, des Feindes wegen. Der sollte sich hier mal herantwagen! Du bist doch hier nicht in Deinem Tambow . . . Hier, Bruder, muß man aufpassen . . . Siehst Du da hinten die Berge? Nein, diese nicht, jene, die bis in die Wolken ragen . . . Nun, siehst Du, hier sind wir, und hinter diesen Bergen da ist schon die Türkei. Verstehst Du jetzt, wozu die Kanone immer schießt?“

Nikola sah auf die in den Himmel ragenden Berge, auf das blaue Meer und seufzte.

„Wirklich, die Türkei!“ sagte er und schüttelte den Kopf. Er dachte an die stillen Tambower Felder, an das ruhige Saschibino, an den friedlichen Fluß Kerscha, der zwischen Weidengebüsch dahinschießt. Dort wohnen nur ruhige Menschen, die es nicht nötig haben, aufzupassen, die keine Bomben werfen und mit keiner Kanone schießen. „Ach, wohin bin ich denn geraten! An das Weltende?“ dachte er bei sich. Und er beeilte sich so schnell als möglich, diese schreckliche Stätte zu verlassen, wo Kanonen dröhnen und Berge zum Himmel ragen, hinter denen unsichtbare Feinde leben.

(Fortsetzung folgt.)

Hauptmanns Elga.

(Reising-Theater.)

Wie der Vorhang aufgeht, blickt man in einen hochgetölpelten Klosterraum mit einem mächtigen schwarzverhangenen Bett. Ein junger Mittersmann, auf der Reise zu kurzer Rast hier eingelehrt, nimmt seinen Abendtrunk. Sein Herz ist voller Weltfreude. Ein schönes, geliebtes Weib und ein sonnig lachendes Kind warten seiner in der Heimat. In dem Mitteilungsbefürnis der Glücklichen erzählt er dem finsternen Mönch, der eintritt, das Feuer im Kamin zu schüren, von ihnen, zeigt er ihr Bildnis. Der Mönch erhebt: „So sieh Dich vor, daß Du nicht doch dereinst ein Kloster gründest zu guterleht. Der dieses Kloster stiftete, der hatte wie Du das Schwert und das Weib im Arm und dennoch nahm er am Ende das Kreuz allein. Ein Chorgefang erschallt, die seltsame Erscheinung verschwindet. Der Ritter entschlummert, und das dunkle Schicksal des warnenden Blüthers zieht in einer Folge leidenschaftlich bewegter Szenen vor dem Geiste des Träumenden vorüber — der Raub über schwänglicher Liebe, Betrug, Entdeckung, fürchtbare Qual des Schmerzes und verblendete Rache. Eine starke Stimmung geht von dem Drama aus. Es erinnerte in seiner Art an die gedrängte Kraft, das einfach elementarische einer rasch fortstürmenden Balladendichtung. Vortrefflich hatte die Regie gesorgt, alles, was den Eindruck flören konnte, zu entfernen. Die vielen Verwandlungen vollzogen sich mit größter Schnelligkeit vor dunklem Hause, und der mönchliche Gesang, gleichsam die Pauken des Traumes ausfüllend, lönte dazu. Nicht in dem Weisfall nach den einzelnen Szenen, gerade

in der Energie, mit der die vorlauten Klatscher zur Ruhe verwiesen wurden, zeigte sich, wie ernst und willig sich das Publikum der Stimmung hingab. Umso stärker brach der Applaus, zu einer großen Demonstration für den wieder und wieder gerufenen Dichter anschwellend, am Schluß hervor.

Den Umriß der Handlung, aber auch sehr viele Einzelzüge hat Hauptmann einer alten Grillparzer'schen Novelle „Das Kloster von Sandomir“ entnommen. Was dort der Mönch dem Ritter erzählt, das bildet hier im ganzen den Inhalt der Szenen, die dem Schlafenden als Traumbild erschienen. Und doch — bei all dieser Uebereinstimmung — ist die Wirkung eine wesentlich verschiedene. Durch die Umschmelzung in das Dramatische, in Szenen mit lebendigem Dialog hat die Begebenheit erst den Reiz, das Eindrucksvolle-Bildhafte, durch das sie spannt und fesselt, erhalten. In dem troden chronikhaft die Tatsachen aneinanderreihenden Bericht des Mönches bleibt diese innere Kraft der Dinge allermeist latent. Der Eindruck des Zufälligen, des Aneddotenhaften überwiegt, während Hauptmann, wie gleich die erste Szene, die Gegenüberstellung des frohen, hoffenden und des alten, grausam von den Höhen herabgestürzten Mannes anläßt, eine Erhebung ins Typische anstrebt, in ein Symbol, das den Sinn vieler menschlicher Schicksale zusammenfassend ausdrückt.

Der Starschensky Grillparzer's, ein Schwerblütiger, in dessen Herz noch nie die helle Lust der Liebe eingedrungen, trifft, durch die Straßen Warschaws schweifend, in Lumpen gefüllt ein Mädchen von wunderbarer stolzer Schönheit, die ihn in die Kammer ihres elenden Vaters — eines Abeligen, dessen Güter nach einem fehlgeschlagenen Aufstand konfisziert sind — führt. Verzaubert von dem Liebreiz Elgas hilft er mit seinem großen Vermögen den Ihrigen und wirbt um ihre Hand. Gedrängt von dem Vater wird sie, die einem anderen, ihrem Jugendgespielen und Vetter Oginski, sich hingegeben und in der Ehe dies Verhältnis fortsetzt, die Gemahlin des Grafen. Auf seinem Herrensitze verlebt er einige Jahre ungetrübten Glückes, bis ihn der Verwalter vor einem Fremden warnt, den man in der Nacht von dem verfallenen Turm im Garten nach dem Schlosse hat schleichen sehen. Starschensky lauert dem Eindringlinge auf, doch der entflieht, und Elga, im Einverständnis mit ihrer listigen Zofe, gelingt es scheinbar, den jäh aufsteigenden Verdacht des Grafen zu zerstreuen. Da in den nächsten Tagen, an dem Anblick des geliebten Töchterchens sich erfreuend, sieht er, wie die Kleine eine Kapsel aus dem Schmuckkästchen der Mutter zu Boden wirft, so daß sie auffpringt. Das Bild im Innern ist ein Porträt Oginski's, und indem er die Pflge mit denen des Kindes vergleicht, wird dem Grafen die bange Sorge zur fürchtbaren Gewißheit. Elga hat ihn betrogen; nicht er, Oginski ist der Vater. Er reißt nach Warschau, forscht den Spuren nach und lehrt, in einem verfallenen Wagen den Nivalen mit sich führend, auf das Schloß zurück. Oginski befindet er einzusperrn in den Turm, in dem er Elgas Liebe genossen, und geleitet die Treulose, die er das Kind mitnehmen heißt, in das Versteck. Mit heiligen Eiden beteuert sie ihre Unschuld, doch der Liebhaber bekümmert. Als Starschensky ihn im Zweikampfe töten will, entweicht der Segner. Und nun, um die Seele Elgas nochmals zu erproben, verlangt er, daß sie das Kind ermordet. Aber ehe sie in zitternder Angst um ihr eigenes Leben das Fürchtbare vollbringt, durchbohrt sein Schwert sie. Seine Güter verkauft er und baut mit dem Erlös ein Kloster, die blutige Tat als Mönch in brennender Reue büßend. Das Kind aber bringt er zu armen Köhlerleuten.

Hauptmann hat in seinem Drama das Weitverzweigte der Begebenheiten in fünf Traumbilder zusammengeklängelt zu einem Bild des Liebesglücks und Liebesleids und für diesen Grundton einen anderen viel ergreifender ausklingenden Schluß gefunden. Den Auftakt bildet außerordentlich stimmungsvoll die still jubelnde Seligkeit des Gatten und Vaters. Starschensky schert mit dem Kinde. „Draußen ist Frühling. Mutter wir wollen Kristalltische mit Rosen auf die Tafel stellen und den ältesten Wein aus dem Keller — und Elga wird bei uns sein.“ Sie die Jede, verschlagene, hochfahrende Abenteuerin, deren inneres Verhältnis zu dem feurigen Gatten ziemlich unklar bleibt, kommt freilich in dem Stück so wenig wie in der Novelle über eine ganz allgemein gehaltene Umrißzeichnung hinaus, aber dafür sind die Seelenzustände des Mannes mit um so farbenreicherer, intim nachfühlender Kunst gemalt. Er interessiert, er allein. Padend ist die Szene, in der er nach dem ersten aufsteigenden Zweifel an Elgas Treue das verräterische Bild Oginski's findet und zitternd mit stierem Auge auf das Gesicht des Kindes starrt; padend das wirr umher springende Gespräch, in dem er halb berauscht Oginski das gefürchtete Geständnis abringt. Sinnlos vor Schmerz und Nachsicht läßt er den Verhafteten erdroffen und zerrt Elga vor das Bett, auf dem die Leiche liegt. Aber er erprobt und er tötet sie nicht wie in der Grillparzer'schen Erzählung. Seine Liebe bettelt noch vor dem Leichname Oginski's um Erhörung. Schwören soll sie, daß sie jenen jetzt nicht mehr liebe, und alles soll sein wie es war. Der verhüllende Vorhang teilt sich, und während der Graf die Arme nach ihr ausbreitet, tritt Elga wie von magischer Gewalt gezogen zu dem Toten hin. Atemlos, immer noch ein Hoffender, ein Klage seiner Leidenschaft, verfolgt Starschensky sie mit seinen Blicken. Sie aber wehrt ihn ab mit Grauen und Ekel. Noch in dem Tode steigt der andere. „Ich hasse Dich, ich speie Dich an“, ruft sie dem Gatten, der um sie zum Mörder wurde, zu.

Sier brechen die Hauptmännchen Traumbilder aus dem

Jahre 1890 ab — ein Fragment, wie der Verfasser sie nennt, aber immerhin doch einheitlich und auslaufend in einen abschließenden Höhepunkt. Noch einmal geht für wenige Augenblicke der Vorhang in die Höhe. Im Morgengrauen erwacht der junge Ritter und schüttelt, leis erschauernd, die Spulgespenster dieser Nacht von sich. Er reitet dem Tag entgegen. Dem Lebenden, dem Mutigen und Jugendstarken sind die Trümmerstätten auf ihrem Wege keine Mahnung.

Mit der anderen, der großen Traumdichtung Hauptmanns, seinem unbergelichen „Gannele“, das Phantasie und Wirklichkeit so einzigartig ineinanderschlingt, darf dieses Werk natürlich sich nicht entfernt vergleichen; auch das visionäre Maeterlincksche Märchenspiel erreicht es nicht. Die Beziehung des Träumens zu dem Traume hätte man enger, die Charakteristik Elgas reicher, die Szenen traumartiger sich wünschen mögen. Aber auch so erscheint das Ganze als ein interessanter und eindrucksvoller Versuch auf wenig begangener Bahn.

Irene Friesch in der Rolle der Elga hatte einzelne ganz prächtige Momente, wiewohl auch ihre Darstellung der nur flüchtig vom Dichter skizzierten Figur zu keiner vollen Lebendigkeit verhelfen konnte. Vorzüglich war Reicher als ein im Dienst ergrauter, harter, bis zum Frevler treuer Verwalter des Grafen; sehr gut auch Marx in der kleinen Rolle des Ritters in der Klosterzelle. Aber alles überragte weitaus Ritters Starschensky. Wundervoll kam die Seelenweichheit des Verliebten, der zerstörende Gram und die wilde Leidenschaft zum Ausdruck. Seine Darstellung war von entscheidender Bedeutung für den Erfolg.

Die Dekorationen, von dem Maler Studt entworfen, unterfügten in ihrer stillen und stimmungsvollen Art glücklich die Wirkung. —

E. Schmidt.

Kleines feuilleton.

— Faschingsjustiz in alter Zeit. Von der sorglosen, herben Fröhlichkeit, die einst in Deutschland herrschte, zeugt besonders auch das Faschingstreiben, an dem alt und jung und sogar die ehrbare Obrigkeit teilnahm. In vielen Orten wurde für die Faschnachtszeit eine eigene Narrengerichtsordnung eingeführt, deren meist scherzhafte Strafen bei Gelag und Tanz Störung und Ungebühr fernhalten sollten. So ließ, wie E. Rayer in seiner Schrift „Städtisches Leben im sechzehnten Jahrhundert“ (Wien 1904) berichtet, der Rat der freien Reichstadt Schlagenwald bei Karlsbad im Jahre 1535 die folgende Schrift an die Tür des Rathauses anschlagen: „Strafe der Unfläter im Faschnachtsgelag. Zu wissen sei einem jeden, nachdem durch einen ehrbaren und weisen Bürgermeister und Rat samt den zu sich geladenen Gästen die Faschnacht in Fröhlichkeit und gutem Mut zu halten fügenommen, daß endlich beschloffen ist: „Welcher den ersten Unlust, Hader, Zank oder Widerwillen in solcher fügenommenen Fröhlichkeit und Gesellschaft entfacht, derselbe erste Anfacher, er sei wer er woll soll 4 Gulden, der andere 3 Gulden, der dritte zwei Gulden, der vierte einen Gulden, der fünfte drei Ort (dreiviertel Gulden), der sechste einen halben Gulden, der siebente ein Ort in das Gloch (Gelage!) geben. Der achte aber soll in Köchtlafen geworfen werden, er wolle denn soviel als der erste Anfacher, nemlich auch vier Gulden ins Gloch zahlen. Darin soll keiner und niemand verschont werden. Darnach hab und wisse sich ein jeder und männiglich zu richten. Und sollen hiermit die Gerichte hintangeseht werden.“ Dieses Schriftstück wird ergänzt durch eine Verordnung vom Jahre 1540, welche lautet: „Es soll hinfürto an hochzeitlichen und anderen Tänzen lärmende Reihen zu schlagen und zu tanzen, auch Verdrehen und andere Unzucht ernstlich abgestellt sein und soll aufm Tanzboden ein vergittert Häuslein gebauet und ein jeder, der solches Gebot übertreten und verbrechen oder sonstem im Tanz sich unzüchtig halten würde, soll ein Ort eines Guldens auflegen oder in das gemelte Narrenhäuslein gefecht werden. Der soll alsdann darinnen sitzen, solang der Tanz währet.“

ie. Volkstümliche Vogelkunde. Seit den Zeiten, in denen zuerst die Rückkehr zur Natur gepredigt wurde, haben die Klagen darüber nicht aufgehört, daß der Kulturmensch im großen und ganzen viel zu wenig von dem weiß, was um ihn herum lebt und weht. Man führe einen Städter in Wald und Feld und frage ihn nach Pflanzen und Tieren. Man wird dann meist die Erfahrung machen, daß er herzlich wenig von ihnen kennt. Auf einer amerikanischen Universität sind leztlich Versuche unternommen worden, um festzustellen, inwieweit die dort studierenden jungen Leute mit den gewöhnlichen Vogelarten Bescheid wußten. Die Erhebungen wurden wiederholt: einmal vor, das andere Mal nach Erlebigung eines Unterrichtskurses in der Vogelkunde. Die Angaben erstrecken sich auf 51 Frauen und 55 Männer. Es wurden nur 75 der gewöhnlichsten Vogelarten ausgewählt, die aber auch sämtlich als sehr häufig zu bezeichnen waren. Es stellte sich heraus, daß die Zahl der vor Beginn des Unterrichts bekannten Vögel sehr gering war, nämlich im Durchschnitt nur 21. Die weiblichen Studenten wußten noch weniger Bescheid als die männlichen, jene brachten es nur auf einen Durchschnitt von 17, die Jünglinge dagegen auf einen solchen von 27. 14 weibliche und ein männlicher Student kannten nur zehn Vögel oder noch weniger. Die geringste ermittelte Zahl war vier. Es gab nicht einen einzigen Vogel, den alle Studenten gekannt hätten (allerdings war der gewöhnliche Sperling überhaupt nicht in die Liste aufgenommen worden). Am weitesten

brachte es das Rotkehlchen, das nur von einem nicht gekannt wurde. Weiter folgten der Reihe nach Baumwachtel, Krähe, Kolibri, der blaue Häher, der rotköpfige Specht, das Blauehlchen, die Karolina- oder Trauertaupe und der Kardinal. Der Unterricht hatte die Kenntnis doch wesentlich gefördert, indem der Durchschnitt der gekannten Vögel auf 50 gestiegen war. Es wäre interessant, wenn eine derartige Prüfung auch einmal an einer deutschen Universität oder Schule vorgenommen würde. — Sie würde dasselbe oder ein noch schlechteres Resultat ergeben. D. R. —

— Amerikanischer Humor. Der „Frankf. Ztg.“ wird geschrieben: In einigen Banken der amerikanischen Stadt Wyoming haben sich in der letzten Zeit unliebsame Meinungsverschiedenheiten zwischen den Kunden und den Beamten der Bank herausgebildet. Differenzen, welche nach der Landesfittte damit endeten, daß beide Parteien ihre Revolver zogen und auf einander loskofften. Eine Bank, welche diese Art der Verrechnung vermeiden möchte, versendete an ihre Klienten und plakettierte in ihren Räumen folgendes Zirkular:

„Kunden, die der Meinung sind, es sei ein Irrtum in der Verrechnung oder in der Buchung vorgefallen, werden höflichst ersucht, nicht zu schämen, ehe sie sich von dem wirklichen Sachverhalt überzeugen haben. Fremde oder den Beamten nicht persönlich bekannte Besucher der Bankräume müssen beim Betreten der Bureaus die Hände hoch über dem Kopfe halten, da sonst auf sie vom Personal gefeuert werden würde. Die Depots der in den Bankräumen gefallenen Personen gehen ins Eigentum der Bank über. Die Bank übernimmt keinerlei Haftung für die etwa in ihren Lokalitäten in Verlust geratenen Gewehre und Revolver. Personen, welche eine rasche Abwicklung ihrer Geschäfte wünschen, werden darauf aufmerksam gemacht, daß das Auslöchen der Lichter durch Flintenschüsse usw. eher geeignet ist, die Arbeit der Beamten zu verlangsamen als sie zu beschleunigen. Diese Bank haftet unter keinen Umständen für die Kosten der Begräbnisse jener Klienten, welche in den Bankräumen, während oder außerhalb der Amtsstunden getötet worden sind.“ —

Theater.

Freie Volksbühne. Berliner Theater. „Ein Teufelskerl.“ Komödie von Bernhard Shaw. — Da am vorigen Sonntag infolge Erkrankung der Hauptdarstellerin der „Kaiserjäger“ gegeben wurde, kam der „Teufelskerl“ erst vorgestern zur Aufführung. Dieses aus allerlei lustigen und traurigen Situationen zusammengestellte Stück des Engländer ist im Grunde Verlegenheitsmacher. Auch bei uns in Deutschland beginnt jetzt jene r Literaturodandhythus aufzuleben und sich zu vermehren, der dem ernstern Freund der Literatur kein Vergnügen ist. Mit einem gewissen technischen Geschick, das erlernbar ist, ausgerüstet, leiden diese „Kämpfer“ ewig an Stoffarmut und fallen leicht, wenn sie dann einen Stoff anpacken wollen, ins Verbe, Sentimentale oder verrennen sich in hyperpersönliche Listeleien, die ach, so spinnwebflein sind, daß sie jede Verührung ängstlich scheuen. D. h. es sind unharmonische, meist aus ungeübten, bürgerlichen Verhältnissen hervorgegangene, verhätschelte Bildungsproflinge, die ihr Wissen nicht fruchtbar zu machen verstanden haben, deren Können nicht stark genug ist, um gerade in den Himmel zu wachsen, die es nicht fertig bringen, sich klar und rein zu einer Persönlichkeit zu entwideln und darum, indem sie dieses Hindernis in sich spüren, immer geneigt sind, sowie sie einmal etwas Positives sagen, gleich eine lächerliche Wendung folgen zu lassen, die die erste Behauptung perifiziert. So parodieren diese Herren sich selbst. Nimmt aber diese Charakterform nicht eine so unübersehbare, überragende Bedeutung an, wie bei Heine — bei dem dieses „Negative“ immerhin nur einen Teil bildet — so ist eine solche Erscheinung eigentlich zu unwichtig, alltäglich und unfruchtbar, um dauernd tieferes Interesse auszulösen.

Was jwang z. B. Shaw, die abgebrauchten Motive sentimentaler Volksstücke zu nehmen und sie nun, da er ein „Mann von Geist“ war, zu parodieren? Einfach, weil er nicht fähig war, selbst einen Stoff zu erfinden, selbst ins Leben zu greifen. Hinter all diesen Phrasen, hinter all diesen Bosen lauert die Impotenz, die dieser „Mann von Geist“ natürlich zu verberge, versteht. Er gebraucht etwas, das er selbst nicht schaffen kann, und, um sich nicht zu blamieren, macht er sich darüber lustig. Das ist so, wie wenn ein Mensch genötigt ist, bei sich eine Gesellschaft einzuladen und nun zu jeder Verfügung; und nun macht er sich über sie lustig. Das ist keine noble Art. Besser scheint es, einzugestehen, ich habe keine Freunde. . . .

Zudem ist dieses fremde Stoffgemengsel absolut nicht so verarbeitet, daß ohne eine längere Auseinandersetzung, ohne das persönliche Vorwort jemand auf die Idee käme, der Verfasser wolle sich über die Volkstüchsentimentalität lustig machen. Es ist alles schlecht und recht und mit einer gewissen Dankbarkeit benutzt, und kein Mensch würde die „geistreichen“ Absichten merken allein aus dem Stück selbst. Auch fehlt diesem Gerippe jede Blutwärme, dem Stoff jede lebendige Gestaltung. Im Grunde zerfällt alles in benutzte Situationen, Bilder, die der Autor nicht zu verbinden verstand, und die er nun, trotzdem er sie verworfen, mit dem Fußtritt der Parodie wieder preisgibt, um seine „Geistreichigkeit“ zu salbieren.

Was an dem Stück eigen ist, das ist der dritte Akt, der eine Schlag auf Schlag folgende, blitzschnell wechselnde Reihe feuilletonistischer Witz darstellt. Die Personen sind dabei nur Puppen, die

